

Andacht 16.08.2026 (11. So. n. Trinitatis), Sabine Klatt (Diakonin/Prädikantin)

Ich freue mich, dass wir auf diese Weise beieinander sind – im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Liebe Leser*innen!

Kennen Sie das? Vielleicht abends auf dem Sofa, der Tag neigt sich dem Ende zu. Das Handy noch einmal in der Hand. Noch ein kurzer Blick. Durch ein paar Posts auf Facebook und Instagram gescrollt oder in den Status von WhatsApp geschaut. Bilder ziehen vorbei, Momentaufnahmen aus anderen Leben: Jemand stellt sich ungeschickt an. Jemand feiert ein Jubiläum. Jemand gibt Ernährungstipps. Jemand zeigt Urlaubsbilder. Jemand engagiert sich für Notleidende. Jemand hat ein neues Auto gekauft. Und beim Scrollen durch Bilder und Kommentare regt sich etwas im Inneren. Das menschliche Herz beginnt zu reagieren. Manchmal zustimmend, manchmal ablehnend, manchmal anerkennend, manchmal neidisch, manchmal frustriert – **aber fast immer wertend**. Fast automatisch entstehen Fragen: Wer handelt richtig? Wer kommt besser zurecht? Wer ist disziplinierter, verantwortungsvoller, gerechter? Die Antwort geht dann ganz schnell. Ein Like. Ein ablehnendes Emoji. Ein ironischer Kommentar. Oder auch nur ein stiller Gedanke, der sich kaum bemerkbar macht und doch so viel sagt: **„Gut, dass ich nicht so bin.“** Und in diese eigentlich sehr menschliche Empfindung hinein beginnt Jesus eine Geschichte zu erzählen (Lk 18):

„9 Er sagte aber zu einigen, die überzeugt waren, fromm und gerecht zu sein, und verachteten die andern, dies Gleichnis: 10 Es gingen zwei Menschen hinauf in den Tempel, um zu beten, der eine ein Pharisäer, der andere ein Zöllner.“

Für die Menschen zur Zeit Jesu war klar, wie diese Geschichte ausgehen müsste. - Der Pharisäer – das ist der religiös ernsthafte Mensch. Diszipliniert, konsequent im Glauben. Einer, der sich auskennt, der Orientierung gibt. Ein Vorbild, ein Ratgeber in religiösen Fragen. Sein Leben ist geprägt von Fasten, Gebet und Großzügigkeit. - Der Zöllner hingegen gehört zu einer Gruppe mit schlechtem Ruf. Ein Handlanger der römischen Besatzungsmacht. Einer von jenen, denen man misstraut. Manche von ihnen nutzen ihre Position aus. Ihr Name steht für Unehrlichkeit. Für Gier. Für Außenseitertum. - Wenn diese beiden denselben Tempel betreten, scheint alles klar zu sein. Die Rollen sind verteilt. Der eine ist der Gute. Der andere der Problemfall. Doch Jesus erzählt folgendermaßen weiter:

„11 Der Pharisäer stand und betete bei sich selbst so: Ich danke dir, Gott, dass ich nicht bin wie die andern Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner. 12 Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten von allem, was ich einnehme.“

Das ist zunächst ein vielleicht ehrliches, in gewisser Weise sogar erwartbares Dankgebet. Es spricht aus einem engagierten Leben. Aus einem Leben, das sich bemüht, Gott zu gefallen. Es zeigt auch eine klare Vorstellung davon, wie ein gottgefälliges Leben aussehen sollte. Und doch geschieht etwas Entscheidendes: Dieser Mensch spricht zu Gott – aber seine Gedanken sind bei den anderen. Sein Blick wandert. Einmal nach oben zu Gott. Dann wieder zu den Menschen im Tempel. Und schließlich bleibt er hängen – beim Zöllner. Mit einem abschätzigen Blick. Zwischen den Worten klingt ein innerer Satz

mit: Ich habe mit meinen guten Werken verdient hier zu stehen. Nicht so wie dieser Zöllner da. Bei Jesus bietet sich ein ganz anderes Bild:

„13 Der Zöllner aber stand ferne, wollte auch die Augen nicht aufheben zum Himmel, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott, sei mir Sünder gnädig!“

Hier begegnet uns eine ganz andere Haltung. Indem er hinten stehenbleibt, den Blick auf den Boden richtet und sich gegen die Brust schlägt bringt der Zöllner seine Demut zum Ausdruck. Nicht im Sinne der Verzweiflung eines Täters, sondern des Sünders, der auf die Gnade Gottes hofft und weiß, dass er auf diese angewiesen ist. Sein Gebet: Keine Selbstrechtfertigung. Kein Vergleich mit anderen. Keine Aufzählung guter Taten. Keine Versprechungen. Und dann endet die Geschichte mit einer unerwarteten Wendung.

„14a Ich sage euch: Dieser ging gerechtfertigt hinab in sein Haus, nicht jener. 14b Denn wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden; und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.“

Der Evangelist Lukas schließt das Gleichnis mit einer theologischen Schlussfolgerung ab. Demnach wird jener Mensch gerechtfertigt, der sich als Sünder erkennt und Gott um Gnade bittet. Der andere hingegen bleibt in der Sünde. Die Schlussformel des Gleichnisses lässt zwei Fragen zu. Zum einen, ob eine falsch verstandene Demut den Menschen nicht zu Fall bringen kann. Dann nämlich, wenn dieser sich in seiner eigenen Niedrigkeit gefällt und daraus einen neuen Maßstab macht. Das jüdisch-christliche Menschenbild legt nahe, dass der Mensch weit gebrochener und angefochtener ist, als dies in den zwei Gegenpolen „Hochmut“ und „Demut“ abgebildet werden kann. Es fragt vielmehr danach, in welcher Haltung ich als Hörer oder Hörerin dieses Gleichnisses angesprochen bin, damals wie heute und immer wieder neu. Diese Geschichte führt mich mitten hinein in mein eigenes Leben. In meinen „Tempel“ und in mein „Haus“ und in die zu tiefst menschlichen Regungen meines Herzens. Das Gleichnis führt mich zum Wunsch, vor mir selbst und vor Gott bestehen zu können. Zum Wunsch, sagen zu können: „Mein Leben stimmt.“ Zum Bedürfnis, mich in einer komplexen Welt orientieren zu können. Und oft sucht dieser Wunsch Bestätigung – und findet sie im Abstand zu anderen. Wenn ich ehrlich bin, muss ich sagen: Manchmal fühlt sich das gut an. Richtig sogar. Es gibt ein Gefühl von Ordnung. Von Sicherheit. Von Bestätigung. Von Selbstwirksamkeit. Von sinnvollem Leben. Schauen wir genau hin, so sind es nicht die guten Werke, die im Gleichnis kritisiert werden. Was den betenden Gläubigen zu Fall bringt, ist die Selbstüberschätzung sowie die Verachtung anderer. Wenn der Gedanke entsteht: Ich mache es richtig; nicht so wie „diese da“. Die sich drücken. Die keine Verantwortung übernehmen. Die andere übervorteilen. Die nur an sich denken. Die es immer noch nicht begriffen haben. Eine solche Regung des Herzens verstellt den Blick auf die eigenen Grenzen, die eigenen Unzulänglichkeiten und verkennt die eigene Angewiesenheit auf Gott und seine Gnade. Allein aus Gottes Gnade ist es für uns überhaupt möglich, mit Gott in Beziehung zu treten. Denn aus uns heraus können wir das nicht bewirken. Es ist Gottes Zuwendung zu uns, die unser Hinwenden zu Gott erst ermöglicht. Wir können die Verbindung zu Gott nicht herstellen – vielleicht haben Sie das schon einmal erlebt. Beim Beten kann ich diese Erfahrung sehr deutlich machen. Ich kann mich zum Beten bereit machen, kann einen ruhigen Ort wählen, gute Worte, kann um all das heute Bedachte wissen, aber mein Herz bleibt dennoch unruhig. Manchmal kann das ziemlich frustrierend sein, dass Gottes Zugewandtheit mir unverfügbar bleibt.

Umso größer ist dann jedoch andererseits das Geschenk, das Gott mir mit seiner Zuwendung macht. Gottes Gnade ist es, die aus dem Zöllner, der mit all seinen Verfehlungen beladen in den Tempel kommt, einen gerechtfertigten Menschen macht. Nicht, weil dieser Zöllner irgendetwas Gutes getan hat, sondern weil er erkannt hat, dass er auf Gottes Gnade angewiesen ist. Dies ist die Erkenntnis, zu der Gott uns führen will. Die Erkenntnis, dass wir unser Leben nicht uns selbst verdanken, dass wir nicht die Zügel in der Hand haben, sondern, dass wir angewiesen sind auf Gottes Gnade, weil unser Leben immer wieder auch vom Scheitern bedroht ist. Als Mitglieder der modernen Leistungsgesellschaft scheint es kaum mehr Grenzen zu geben. Die Parabel, die Jesus erzählt, trifft heute auf Menschen, die vieles für machbar halten, die Dinge gerne selbst in die Hand nehmen. Und doch erleben sie und ich auch immer wieder, dass Dinge scheitern. Dass Wege abbrechen. Dass ich an Grenzen stoße. Dass ich eben nicht alles im Griff habe. Und genau dort, wo ich stolpere, wo ich scheitere, wo mein Leben brüchig wird und ich ihn machen lasse, – dort setzt die Gnade an. - Wie gehen wir nach Hause, wenn der Gottesdienst vorbei ist und sich die Kirche langsam leert? Als Menschen, die kamen, um zu beten. Als Menschen, die angewiesen sind auf die Gottes Gnade. Als Menschen, die gehört haben, dass Gott unsere Grenzen in Weite verwandeln kann. Amen

Lied: Meine engen Grenzen (EG 584)

Fürbittengebet

Gott, du kennst unsere Herzen. Darum legen wir dir heute unsere Bitten vor und vertrauen darauf, dass du uns hörst. - Gott, wir bitten dich für alle, die mit sich selbst hart ins Gericht gehen, die spüren, dass sie sich ständig beweisen müssen. Schenke ihnen die Freiheit, ehrlich zu sich selbst zu sein, Fehler anzunehmen und trotzdem in deinem Licht Ruhe zu finden. - Gott, wir bitten dich für die Gemeinschaft der Glaubenden, die sich vergleichen, werten oder messen. Schenke deiner Kirche Augen, die sehen können, ohne zu urteilen, und Herzen, die mitfühlen, ohne zu bewerten. Verwandle sie in Orte, an denen Wahrheit und Gnade spürbar werden. - Gott, wir bitten dich für Menschen in Leitungs- und Entscheidungspositionen – in Gemeinde, Politik, Bildung und Gesellschaft. Schenke ihnen Weisheit und Demut, dass sie ihre Verantwortung wahrnehmen, ohne sich selbst zu erhöhen. Gib, dass sie Entscheidungen treffen, die nicht vom Vergleich, sondern von Gerechtigkeit und Wahrheit getragen sind. - Gott, wir bitten dich für alle, die im Alltag, im Tempel oder in schwierigen Situationen nach dir suchen. Hilf ihnen, zu dir zu kommen, so wie sie sind, ohne Maske, ohne Bilanz. Schenke ihnen den Frieden und die Gnade, die sie brauchen. – Vater unser im Himmel, ... Amen

Segen

Der Herr segne dich und behüte dich. Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig. Der Herr erhebe sein Angesicht auf dich und gebe dir Frieden. Amen +++

Bleiben Sie behütet und gesund!

Es grüßt Sie herzlich, ihre Sabine Klatt